

Nichts für ungut!

Autor(en): **Kaiser, Isabelle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>



Weihnachten! Nach Originalzeichnung von Hans Meyer=Cassel.

Nichts für ungut!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze aus Nidwalden von Fjabelle Kaiser, Beckenried.

Frau von Hagen schritt durch den aufsteigenden Wiesenpfad dem Oberdorf zu. Ein Frohgefühl besetzte ihren Gang: sie hatte einen Entschluß gefaßt.

Der Sommer spann noch seine weißen Fäden über alle Hecken; aber herbftlicher Ernteduft stieg schon von den Stoppelfeldern, und fruchtenschwer hingen die Nester der Nuzbäume tief über den Weg.

Traumhaftes Licht lag auf der Erde.

Die Fremde mit den reifen stillen Zügen unter dem ergrauenden Scheitel trug Witwenkleidung.

Auf halber Höhe wandte sie sich um und blickte auf den See zurück. Er schimmerte im Glanz der Abendsonne. Ein Erwarten regte sich in ihr.

Sie überschaute sinnend das bergumschlossene Bild. Unten sonnte sich, liebeich gebettet wie ein Lamm im Schoß des Hirten, das braune Dorf.

Ja, sie hatte es täglich empfunden, seit sie hier zur Kur weilte: es lag etwas Hilfspendendes, Schützendes in dieser ernsten, kraftstrogenden Landschaft: eine heilige Mütterlichkeit.

Das blaue Wasser trieb wiegend die schweren Klauen vorwärts. Der Weih flog seinem Horst im Niederholz zu. Aus den Gehöften tönte das wohlige Gackern der brütenden Hühner. Der Wildbach sprang aus dem Schoß der Erde und zog befruchtend durch das Gelände, und überall weidete das Vieh mit klingendem Behagen.

Ein Hauch unendlicher Liebe strich wie friedevoller

Atem über die Erde, und er hatte im Herzen der einsamen Frau die Sehnsucht nach dem Kinde wieder mächtig wachgerufen.

Sie hatte das Glück der Mutterchaft nie gekannt; es bangte ihr vor der Heimkehr nach dem Norden, da niemand ihrer harnte im Heim, wo sie allein mit ihrem nutzlosen Reichtum hauste.

Da reifte der Gedanke in ihr, eines jener Kinder, die sie auf der Straße so freundlich grüßten und die barfuß, mit einem Jodel auf den Lippen, aufwuchsen wie Wildgras zwischen Felsen, mit sich heimzunehmen, an Kindesstatt. Wie würde sie sich an der herb feuschen Natürlichkeit dieses Kindes erfreuen, und welche lockende Fernsicht, dem unberührten Geist alle Quellen des Wissens zu erschließen!

Sie wandte sich an den Dorfpfarrer.

Er sagte ihr, daß es in der Gemeinde an Kindern nicht fehle und daß die ärmsten Bürger am reichsten damit gesegnet seien. Da gab es oft eine zwölfköpfige Schar, die sich mühsam und gottsehrlich mit dem kargen Verdienst eines Tagelöhners durchrang. Dort sollte sie anklopfen.

Und Frau von Hagen machte sich auf den Weg zu Lore Wigis Frau, die man ihr als eine der Bedürftigsten nannte.

Auf der Zielbrücke wurde sie von einem kleinen Mädchen eingeholt, das mit einem Brot im Arm heimtrippelte.

„Guten Tag, Kleine!“

„Guetag!“ Das Kind hob nur zögernd die Augen. Ein weltlicher Reiz lag in dem klaren Blick.

„Wer bist du?“

„'s Lore Migis Fränzili.“

„Was macht dein Vater?“

„Saffe!“

„Und die Mutter?“

„Sie ist derheime.“

„Hast du Geschwister?“

„Nä?“

„Ich meine: Sind viele Kinder daheim?“

„Ja, fünf Buobe, vier Maiteli und noch ein Kleines.“

„Willst du mich zu deiner Mutter führen?“

Das Kind schritt ihr voran mit ernster Miene und war nicht mehr aus seinem Schweigen zu bringen. Sein Gesichtchen nahm einen frommen, in sich gekehrten Ausdruck an.

„Sag, Fränzili, würdest du gerne mit mir kommen in eine schöne Stadt?“

„Nähä!“ Sie schüttelte den Kopf so energisch, daß ihr dünnes Zöpfchen mit der roten Schnur hin- und herflog.

Im Oberdorf drängte sich Hütte an Hütte wie eine hungrige Herde. Ueber den morschen Balken der Wetterdächer hockte die Armut. Die blinden Scheiben standen ohne Vorhänge, darbenendes Genügen guckte aus jedem Fenster, Moos und Wildgras krochen durch alle Spalten.

Eine zerfallene Holztreppe führte in einen rußgeschwärzten Vorraum. Spärliches Licht fiel von oben durch das offene Kamin, und der Talwind schlug die

Rauchwolken zurück. Eine Frau mit einem Säugling im Arm hantierte am steinernen Herd. Sie wandte sich ohne Verlegenheit, als sie das Fränzili mit einer „Fremden“ eintreten sah, und führte sie in die Stube.

„Guetag, Frau!“

Ein grüner Kachelofen, Holzstapellen, ein rohgezimmertes Tisch und viele Kinder standen darin.

Weiter nichts.

An der Wand hingen ein Herzjesusbild und eine Muttergottes mit den sieben Schwertern. Darunter stand die Inschrift: «Gloria in excelsis Deo!» Durch das offene Fenster sah man auf wogendes Wiesengras, und der nahe Berg warf seinen Riesenschatten.

Die Kinder blickten alle erwartungsvoll auf die schöne Frau, als sollte ihnen ein Wunder erblühen.

Die Fremde zögerte. Alle drängten sich um die Mutter wie Küken um die Henne.

Ihr Anliegen schien schwer anzubringen angesichts dieser anschniegenden Zusammengehörigkeit.

„Eine hübsche Schar!“ sagte sie sanft. „Der Pfarrer schiekt mich her. Ich möchte anfragen, ob Sie mir wohl eines der Kinder mitgeben würden nach Berlin?“

„Ja . . . Wie meinen Sie . . . Die Kinder sind wohl noch alle zu klein zum Dienen . . .“

„Nein, nicht so, ich möchte eines annehmen an Kindesstatt.“

„Ja so . . . Ja, man könnte schon sehen . . . Sie kosten schon viel, alle miteinander, und verdienen kann noch keines etwas.“

„Ich würde Ihnen selbstverständlich eine entsprechende Abfindungssumme ausrichten. Auf ein paar tausend Mark kommt es mir nicht an, und Ihnen wäre damit geholfen.“

Ueber die abgehärmten Züge der Mutter zog ein jähes Erschrecken, und es leuchtete begehrlig in ihren Augen auf.

„Jesus Maria! Ja, das wäre schon ein schönes Stück Geld für unsereiner . . . Dann könnten wir ein ‚Heimili‘ kaufen und einen ‚Gaden‘ bauen für das Vieh. Das wäre etwas für den Mann.“

„Ja, und das Kindchen soll bei mir gut aufgehoben sein . . . Es wird ihm an nichts fehlen.“

„Ich möchte es den ‚Gofen‘ schon gönnen; sie hätten's wahrlich bei der Madame besser. Keines hat nur ein rechtes



Bruntrut. Ansicht vom alten Schützenstand aus; im Hintergrunde das fürstlich-schöne Schloß.
Nach Aquarel von R. Wannerwart, Bruntrut.

„Swandli“ mehr, und zum Essen haben wir immer Milch-
kaffee . . . Fleisch das ganze Jahr nicht . . .“

Während sie sprach, blickte Frau von Hagen die Kinder
der Reihe nach prüfend an. Sie waren alle wie aus
gleichem Holz und nach demselben Muster gemodelt,
mit zarten Gliedern, langen schmalen Gesichtern und
weißer knapper Stirn. Die Augen waren graublau
wie blühender Flachs und die Haare wie reifes Korn.
Nur in der Größe verschieden standen sie da wie un-
gleiche Garben auf dem Felde.

Und sie wußte nicht, welche sie am liebsten hätte
heimtragen mögen.

Ihr Blick blieb am ältesten Buben haften. Sein
Lächeln war bergfrisch und seine Art so treuherzig. Er
gefiel ihr.

„Den da!“ frug sie zögernd.

„Das ist usärs Buebili, der Josef,“ sagte die Mutter
mit heimlichem Stolz. Sie zupfte sein zerrissenes Hemd
zurecht und sagte entschuldigend: „Er hat auch ‚reis
Tseppili‘ mehr und möchte schon ein Hirtheud wie die
Großen . . .“

„Würden Sie ihn mir mitgeben, den Josef? Ich
will schon für alles sorgen.“

Die Mutter stutzte.

„Ja, warum gerade diesen da? Es ist der Älteste,
er kann schon etwas verdienen. Er ist Meßdiener. Der
Pfarrherr würde ihn nicht gerne hergeben, und ich
habe ihn schon gemeldet für Martini beim Berg-Melch
als Knecht.“

„So . . . So . . . Was willst du denn werden,
Josef?“ frug Frau von Hagen.

„Buir!“ antwortete der Bub mit heller Zuversicht.

„Jaso! Freilich, in Berlin ginge das nicht gut an
. . . Nun denn, ein anderes Kind! Das Fränzili hat
mir zwar schon vorhin erklärt, daß es nicht fortgehen
mag . . . Oder, Fränzili, hast du dich anders besonnen?“
fragte sie schmeichelnd.

„Nähä!“ wiederholte das Mädchen und senkte die
weltfremden Augen. Und sein dünnes Pöpschen mit der
roten Schnur flog wieder hin und her.

Die Mutter lächelte.

„Ja, da ist ‚es Gottli‘: es läutet noch nicht ‚Byji‘,
so hocht es schon in der Kirche mit dem Rosenkranz.
Der Pfarrer meint, es gibt einmal ein Klosterfräuli ab.“
Dann blickte die Mutter suchend im Kreise herum und
lachte:

„Sie stehen alle da wie ‚Stegetrittli‘ . . . Aber
diese zwei da, den Tenili und den Meiradi, könnte man
nicht von einander trennen.“

„Warum, wenn ich fragen darf?“ forschte Frau
von Hagen, die an den bildhübschen Buben mit den blauen
Augen Gefallen fand.



Partie aus Pruntrut («La Schlit»)
Nach Aquarell von B. Bannwart, Pruntrut.

„Es sind halt ‚Zweierli‘! Sie hängen wie Ketten an-
einander: wenn man den einen wegnähme, würde der
andere draufgehen. Wenn ich den Tenili ausklopfe,
so flennt der Meiradi.“

„Freilich, freilich, Zwillinge gehören zusammen . . .
Aber das Mädeli dort mit den klaren Guckäugelein?“

„Sie meinen ‚s Pailineli, das ist ein Schlimmes und
ein ‚Moberi‘. Das ist dem Vater sein ‚Sazili‘: es bringt
ihm morgens und abends das Essen in den Steinbruch
draußen, und laufen kann ‚s wie ein ‚Näderli‘ und beten
wie ein ‚Tell‘. Das kann man schon brauchen! Wahrlich!“

Da wandte sich die Fremde der nächsten Nummer
zu, einem Bub, der, beide Hände in den Hosentaschen, sie
mit leuchtenden Wangen und schimmernden Zähnen
frohgemut anlachte.

„Und du, kleiner Mann, du siehst so unternehmend
aus, möchtest du weit, weit fortgehen?“

„Jo!“ rief er, und seine Augen blitzten ungeduldig.

„Ja, der Jakili,“ rief die Frau, „der läuft uns
immer davon . . . Das ist einer!“

„So, so, Jakili, wollen wir zusammen fahren mit
dem Dampfschiff und mit der Eisenbahn?“

„Die immer ‚em tshi-tshi, em tshi-tshi‘ macht?“
frug er gespannt. „Jo, jo!“

„Und wohin fahren wir, Buebli?“



Pruntrut. Kapelle St. Germain und alter Friedhof. Nach Aquarell von B. Bannwart, Pruntrut.

„Auf d'Alp.“

„Ja, was sollten wir auf der Alp?“

„Halt 's Wäh hüten!“

„Ach, nein . . . Das ging nicht . . . Kann ich dir etwas schicken aus Berlin, Jakili, wenn's Christkindlein kommt?“

Der Bub schwieg.

„Sag's mir ganz frech der Madame!“ ermutigte die Mutter.

Da blickte er sie an, strahlend vor scheuer Hoffnung: „Ghüeli!“

Die Frau sagte lachend: „Der kann schon fein jodeln und Fahnen schwingen wie ein Senn und Beeren sammeln für die fremden Herrschaften.“

Da bemerkte Frau von Hagen, daß sich ein Kind hinter dem Rock der Mutter verbarg und nur verstohlen von unten herauf die Fremde ansah. Es war nicht aus den Falten seines Versteckes herauszulocken.

„Komm doch hervor, du dummes ‚Hubili‘!“ schimpfte die Mutter. „Sonst sag' ich's einmal dem ‚Bergmandli‘ . . . Die ist ein wahres Furchtbethli; sie braucht noch den ‚Nunni‘ zum Einschlafen. Es fürchtet sich vor dem ‚Totili‘ und dem ‚Belima‘ und flennt, wenn es nachts auf dem Dach so schön tschäderet.“

„Was heißt das: ‚tschäderet‘?“ fragte die Fremde.

„He, wenn es so ‚flederet‘.“

„Ja, was ist denn das ‚flederet‘?“

„Ja, wenn es so ‚tösetet‘.“

„Ach! Sie meinen wohl, wenn es regnet?“

„Oh, ja, wenn 's Wasser so ‚tschoderet‘ am Fenster.“

Da beugte sich Frau von Hagen zu einer dreijährigen Kleinen, die das Gesicht verzog und jämmerlich zu heulen anfing mit offenem Mund und zugekniffenen Augen. Die ganze Kammer wurde von ihrem Schreien erfüllt.

„Sei stilli, du Brieli dui!“ mahnte die Mutter. „Sonst kommt der ‚Hubilima‘ und packt dich! Es fremdet halt, man kann ihm nichts antun.“

Die Kleine hörte nicht zu schreien auf, bis der Bub sie hinaustrug.

Es lag noch ein winziges Geschöpfchen in einem Waschkorb gebettet und blickte mit rätselhaften, bangen Augen empor.

„Der ‚Paili‘ ist ‚neime‘ nicht recht z'weg. Der Dokter

meint, wir bringen ihn nicht durch. Essen tut er wie ein ‚Begli‘ und war einst ein so gesundes ‚Muggerli‘!“

Die Fremde wandte sich betrübt ab.

Als letztes blieb der Säugling, den die Frau im Arm trug. Sie lachte herzlich.

„Ja, das Kleine, das ist denn g'wiß z'klijs!“

„Gewiß, es wäre mir zu klein; ich wüßte nicht, was ich mit so einem Würmchen anfangen sollte.“

„Jesses, jetzt habe ich halt keins mehr . . . Wirklich!“

Sie lächelte verlegen, weil sie nichts mehr anzubieten hatte.

„Wenn ich nur else hätte, so könnten Sie das elste schon haben . . . Gotts Namen, man kann's nicht erzwingen!“

Durch das offene Fenster drangen jetzt die Klänge der Betzeitglocke.

Es duftete nach Gottesfrieden und Waldgeruch.

„'s Fränzili“ stellte die Kinder an die Wand, schlug ein Kreuz und betete mit kindlich feierlichem Tonfall: „Gegrüßt seist du, Maria!“

Frau von Hagen trat leise aus der Stube . . .

Stand sie wirklich so leer und armselig, wie es ihr beim Eintritt vorgekommen war? Und war die Küche immer noch voll Rauch?

Das Herdlicht leuchtete im Dämmerchein des engen Alltagskreises, und was dort oben hockte auf den morschen Balken, war es die liebe alte Not oder sorgendes Genügen?

Sie blickte auf das Haus der Niedrigkeit, und das betende Kinderwort kam ihr in den Sinn: „Gegrüßt . . . Voller Gnaden . . .“

Und wie Lore Wigi's Frau sie höflich bis zur

Schwelle begleitete, als hätte sie ihr etwas abzubitten, sah sie, daß sie gesegneten Leibes war . . .

„Abie, Frau . . . Kommen Sie öppe' en anderes Mal . . . Und nüd für unguet . . .“

Jean-Paul

Nachdruck verboten.

Artistenroman von **Holger Rasmussen**. Deutsch von Friedrich von Känel, Mechi.

(Schluß).

XV.

Der Winter kam, und seine Tage glitten weiß und grau langsam in die Vergangenheit hinaus.

Eine sichtbare Veränderung schien in Jngolfs Zustand nicht eingetreten zu sein. Der Husten konnte ihm wohl oft stark zusetzen, und es geschah manchmal in den Nächten, daß er einen kurz dauernden Anfall von Atemnot hatte. Aber eigentlich krank fühlte er sich nicht. Nur schlaff und matt.

Er selbst war voller Hoffnung und sprach beständig und mit eifriger Sehnsucht vom Frühling, von den Kräften, die da kommen würden, und von all dem Großen, das man dann ausrichten wollte . . .

Nebrigens hatte Jngolf in der letzten Zeit sein Bett lieben gelernt. Oft blieb er ganze Tage in seinem Klappbett draußen in dem großen hellen Wagen liegen, wo es so geschligt und behaglich war und wo er beständig Freunde um sich sah.

„Weshalb sollte ich aufstehen?“ sagte er mit einem fast schlauen Lächeln. „Ich gehe ja doch nur müßig, und hier habe ich es behaglich . . . Darf ich um mein Buch bitten. Ich muß es heute auslesen . . .“

Aber wenn der Abend nahte, und die Vorstellung beginnen sollte, dann froh Jngolf aus seiner Koje, zog eine blaue Stallmeisteruniform an und schlich hinüber in den Zirkus, um doch auch mit dabei zu sein und ein wenig Nutzen zu stiften.

Und dann konnte man, wenn Alexander und Hugo ihre Akrobaten-Potpourris in die Manege hinausstreuten, den jungen bleichen Mann in der Einfahrt stehen und mit einem großen, herzbewegenden Lächeln und Augen, die vor Sehnsucht dunkel wurden, diese gymnastischen Akkorde genießen sehen, in denen der helle Diskant des Terzettes beständig fehlte.

XVI.

Die ersten Frühlingsahnungen hingen bereits in der Luft. Von südlichen Meeren her wogte eine frische und gesundheitschwangere Brise durch die Lande. Sie blies den Himmel rein und führte etwas wie einen schwachen Blumentraum mit sich, einen ersten, zitternden Atemzug von fernen Rosen in Knospen.

Und von den ewig offenen Schleißen des Lebens jenkten sich Ströme von Sonne. Die Wärme dampfte auf den erwachsenen Wiesen. Die Säfte wogten und pulsierten in den schlummernden Niesen des Waldes. Menschen und Tiere und die ganze Natur der Erde wurde wieder zu neuem Leben und neuem Kampf geweckt . . .

Aber die harten Tage des Winters, die nun zu Ende waren, hatten langsam in Jngolfs Brust gegraben, sie hatten jeden Tropfen Kraft aus seinem jungen Körper gezogen. Zerstört und müde und des Blutes beraubt stand er im rettenden Frühling: ein junger markloser Baum, eine welke Mantel, die keine Sonne und keine Luft und keine Nässe des Sommers mehr sich belauben, blühen und den Wein des Lebens tragen ließ.

Eines Abends an einem der ersten Tage des Frühling hatte Jngolf einen heftigen Blutsturz bekommen, und man hatte ihn nach dem Hospital der frommen Schwestern am Fuß der weißen Berge gebracht . . .

Ringsum im Garten des Hospitals waren, um den Kranken, deren Brust und Lungen die Krankheit angegriffen hatte, leichtern Genuß von Sonne und Luft zu verschaffen, Zelte aufgeschlagen worden, deren Halbdach der frischen Brise der Berge geöffnet werden konnte.

In einem solchen Zelt lag Jngolf an einem frühen März-morgen, dessen kühle Klarheit durch das offene Dach hereinströmte.

Während der Nacht hatte Jean-Paul an seinem Bett geessen, beständig die Hand des Pflegerobnes in der feintigen haltend.

Der Artist wußte, daß er nur noch wenige Stunden zu leben haben würde . . .

Wie wunderbar klein Jngolfs Kopf doch geworden war! Die helle Haut, hinter der kein Lebensfeuer mehr glühte, war so stramm über die harten Formen der Jüge gespannt. Die Blüte des Mundes war tot. Die reine Stirn, aus der das blonde Haar zurückgestrichen war, während an den fahlen Schläfen die gekräuselten Aderbläulich zum Vorschein kamen, schien von keinem Gedanken mehr beschattet oder beschienen werden zu sollen. Aber in dem Abend des kleinen verblühten Gesichtes glühten noch ein paar große, dunkle, immer klare Vogelaugen.

Augen, die noch von nichts befleckt waren . . .

Still, still waren die Stunden der Nacht in einer großen, düstern und tranervollen Ruhe veronnen. Aber das Rauschen der hohen Bäume draußen, der leise Fall des Taus auf das Dach des Zelttes und das Zwitschern der Morgenvögel, als die Tageshelle kam, hatte gedämpft um die beiden gesungen, mit den glücklichen Erinnerungen eines wachen Traumes von dem Nomadenleben, das sie geteilt und in dessen kleinen Freuden und Sorgen ihr Herzschlag sich verbunden hatte.

Als der Tag anbrach, schloß Jngolf einen Augenblick.



Bruntrut. Fürstlichbischöfliches Schloß.
Nach Aquarell von B. Bannwart, Bruntrut.